

Predigt im Gottesdienst der Begegnung am 1. Oktober 2017 in der Nikolaikirche zu Hiddestorf

Predigttext: Lk 10, 25-37

Liebe Gemeinde,
manche Dinge sind einem einfach ganz selbstverständlich. Meistens dann, wenn man das Gefühl hat: Das kenne ich schon. Da steckt ja nichts Neues für mich drin.

Wir sind heute hier zusammen mit vielen Menschen, die sich in den Partnerschaften unserer Städte engagieren. Aus Yvetot, aus Murowana Goslina und aus dem Clydesdale District. Menschen aus verschiedenen Ländern Europas, mit verschiedenen Sprachen, unterschiedlicher Geschichte kommen so zusammen. Und damit leben Sie das, was Europa ausmacht: Gemeinschaft und Begegnung untereinander.

Auch ganz selbstverständlich? Für mich als 80er-Jahrgang ist das tatsächlich irgendwie selbstverständlich. In meiner Kindheit ist die Mauer gefallen, die dieses Land teilte. Ich habe noch die Grenzanlagen von vor 1989 vor Augen – und doch ist es schon so weit weg. Denn dann bin ich aufgewachsen mit immer offeneren Grenzen, mit Reisefreiheit und schließlich mit Geldscheinen, mit denen ich in vielen Ländern bezahlen kann. Begegnung schien möglich. Scheint noch immer selbstverständlich zu sein, oder?

Ich als 60er Jahrgang empfinde es bis heute als ein Wunder, dass ich es erleben durfte, dass sich der eiserne Vorhang öffnete; schreite bis heute, wenn ich in Berlin bin, ehrfurchtsvoll durch das Brandenburger Tor und empfinde die fehlenden Grenzkontrollen als ein Zeichen der Freundschaft und Versöhnung.

Umso trauriger bin ich, miterleben zu müssen, dass in meinem Land das geschieht, was sich in Frankreich, in Polen, im Vereinigten Königreich und seit vergangenem Sonntag auch in meinem Land als Wählerstimmen ablesen lässt: Menschen, die aus Angst oder Hass angesichts von Flüchtlingen, wieder mehr vom eigenen „Vaterland“ reden statt den Traum von europäischer Verständigung, der in den Städtepartnerschaften sichtbar geworden ist, wirklich wahr werden zu lassen.

Da kommt mir diese Erzählung aus dem Lk-Evangelium gerade recht, in der Gott Menschlichkeit auch demjenigen zutraut, der mir fremd ist, von dem mir vielleicht meine Vorfahren erzählt haben, dass er ein Feind sei. Hier im Evangelium ein Samaritaner, der zurzeit Jesu aus Sicht eines jüdischen Schriftgelehrten zu denen gehörte, dem nichts, aber auch gar nichts Gutes zuzutrauen war.

Na dann hören wir doch erst einmal diese Geschichte:

KV liest das Gleichnis Lk 10,25-37 (Gute Nachricht)

25 Da kam ein Gesetzeslehrer und wollte Jesus auf die Probe stellen; er fragte ihn: »Lehrer, was muss ich tun, um das ewige Leben zu bekommen?«

26 Jesus antwortete: »Was steht denn im Gesetz? Was liest du dort?«

27 Der Gesetzeslehrer antwortete: »Liebe den Herrn, deinen Gott, von ganzem Herzen, mit ganzem Willen und mit aller deiner Kraft und deinem ganzen Verstand! Und: Liebe deinen Mitmenschen wie dich selbst!«

28 »Du hast richtig geantwortet«, sagte Jesus. »Handle so, dann wirst du leben.«

29 Aber dem Gesetzeslehrer war das zu einfach, und er fragte weiter: »Wer ist denn mein Mitmensch?«

30 Jesus nahm die Frage auf und erzählte die folgende Geschichte: »Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho hinab. Unterwegs überfielen ihn Räuber. Sie nahmen ihm alles weg, schlugen ihn zusammen und ließen ihn halb tot liegen.

31 Nun kam zufällig ein Priester denselben Weg. Er sah den Mann liegen und ging vorbei.

32 Genauso machte es ein Levit, als er an die Stelle kam: Er sah ihn liegen und ging vorbei.

33 Schließlich kam ein Reisender aus Samarien. Als er den Überfallenen sah, ergriff ihn das Mitleid.

34 Er ging zu ihm hin, behandelte seine Wunden mit Öl und Wein und verband sie. Dann setzte er ihn auf sein eigenes Reittier und brachte ihn in das nächste Gasthaus, wo er sich weiter um ihn kümmerte.

35 Am anderen Tag zog er seinen Geldbeutel heraus, gab dem Wirt zwei Silberstücke und sagte: »Pflege ihn! Wenn du noch mehr brauchst, will ich es dir bezahlen, wenn ich zurückkomme.«

36 »Was meinst du?«, fragte Jesus. »Wer von den dreien hat an dem Überfallenen als Mitmensch gehandelt?«

37 Der Gesetzeslehrer antwortete: »Der ihm geholfen hat!« Jesus erwiderte: »Dann geh und mach du es ebenso!«

Das ist ja auch mal wieder so eine Geschichte, die einem ganz bekannt daher kommt. Die habe ich seit Kindertagen schon unzählige Male gehört. Klar: Man soll seinem Nächsten helfen, wenn er Hilfe braucht. Man soll Nächstenliebe üben; und zwar ohne Ansehen der Person. Mein Nächster, das ist also der, bei dem ich sehe: Mensch, der braucht mich. Das ist doch eigentlich auch selbstverständlich.

Aber du, lieber Thomas, sagst, heute käme dir die Geschichte gerade recht?

Warte mal, den Samaritaner hast du besonders erwähnt. Einem, dem man im Umfeld Jesu nichts Gutes zugetraut hätte, sagst du.

Was macht das so besonders für dich?

Die Pointe der Geschichte ist doch nicht die Nächstenliebe, die Humanität, jemandem zu helfen, der unbedingt Hilfe braucht. – Obwohl: In unseren Tagen scheint ja nicht einmal mehr das selbstverständlich zu sein, wie jüngste Urteile zu unterlassener Hilfeleistung oder fehlender Rettungsgassen oder Gaffern zeigen. Nein, der Gag der Jesuserzählung ist doch, dass ich einem, dem ich nichts Gutes zutraue, eigentlich auch nicht zutraue, im Ernstfall menschlich, ja, mitmenschlich zu handeln. Und genau das provoziert Jesus bei dem Pharisäer, dem er die Geschichte erzählt. Während diejenigen, hier Priester und Levit, die genau wissen müssten, was Nächstenliebe bedeutet, an dem Überfallopfer vorbeihasten, hilft ausgerechnet einer, der doch eigentlich als Feind nur unmenschlich sein kann. Und die Samaritaner waren Feinde der Juden.

Das Verhältnis zwischen Juden und Samaritanern war etwa so, als wenn ich dir die Geschichte von einem Rechtsradikalen erzähle, der sich ohne jeden Vorbehalt hingebungsvoll um eine Asylanantin aus Syrien kümmert.

Hand aufs Herz: Ich würde eine solche Geschichte nicht so ohne weiteres für glaubhaft halten. Rechtsradikale kümmern sich nicht um Ausländer, sie bekämpfen sie. Samaritaner, so dachte bestimmt der Pharisäer, kümmern sich nicht um verletzte Juden wie in der Jesus-Erzählung.

Bei Jesus aber wird aus dem Feind wieder ein Mensch, der sich mitmenschlich benimmt, wenn es drauf ankommt.

Na, dann geht es ja schon noch pointiert um Nächstenliebe! Aber eben um eine Nächstenliebe, die sich gerade darin zeigt, dass sie auch nicht vor dem mir unangenehmen, ja gar abstoßenden Menschen Halt macht.

Und so weit weg ist die Geschichte dann ja wirklich nicht.

Denn, wenn ich ehrlich bin: Ich wäre gerne wie der Samaritaner.

Aber dann merke ich, der Priester und der Levit sind mir doch oft näher als ich wahr haben möchte.

Denn es ist ja viel einfacher, weiter zu gehen. Das Gewissen, dieses olle Ding hört dann schon irgendwann auf sich zu melden; denn ich finde sicherlich eine Erklärung dafür, nicht geholfen zu haben. Nicht stehen geblieben zu sein. Ich erinnere mich an mindestens eine Begebenheit, bei der ich mich, wenn ich diese Geschichte höre, im Nachhinein ertappt fühle.

Ja, es ist oft einfacher weiter zu gehen anstatt stehen zu bleiben. Sich berühren zu lassen von dem Leid, der Not eines anderen Menschen. Und in der Vergangenheit haben oft genug auch national gepflegte

Ressentiments ihren Beitrag dazu geleistet: Noch mein Großvater, der beide Kriege erlebt hatte, einen als Kind, den anderen als Soldat, wusste, ja musste scheinbar immer wieder, diesen Spruch sagen: Jeder Stoß ein Franzos, jeder Schuss ein Russ.

Salonfähiger Nationalismus.

Lebenslang gepflegte Aversion.

Kaum verhohlener Revanchismus.

Und damit wird diese Geschichte tatsächlich, wenn ich sie so höre auch hochpolitisch.

Denn Jesus leitet doch mit dieser Geschichte einen drastischen Perspektivwechsel ein:

Menschsein heißt Mitmenschsein...

Genau! Nächstenliebe heißt nicht unbedingt, alle Menschen lieben zu müssen, aber sie in ihrer unaufgebaren Menschenwürde zu akzeptieren.

Für Jesus zeigt sich das erst richtig in der Feindesliebe. Auch der, den ich nicht mag. Selbst der, von dessen Taten oder Einstellungen ich mich angewidert abwende, ist und bleibt in Gottes Augen ein vollwertiger Mensch. Und dann heißt der moderne christliche Auftrag an uns:

Entfeindung. Eigentlich genau das, was unsere Mütter und Väter taten, als sie Städtepartnerschaften ins Leben riefen, ohne erst Wiedergutmachung oder Strafe für das zu fordern, was Deutsche diesen Ländern im 2. Weltkrieg angetan hatten. Entfeindung...

Vor kurzem sah ich einen Film über Pastor Uwe Holmer. Dieser evangelische Theologe nahm, obwohl seine Familie genug unter dem DDR-Regime gelitten hatte, Erich Honecker und seine Frau Margot 1990 für gut 10 Wochen in seinem Haus auf. Er lebte und sprach mit

ihnen. Er bot ihnen Schutz an, als Leute ums Haus schlichen, die Honeckers Verhaftung forderten und die Familie Holmer anpöbelten. Für Pastor Holmer war das 1990 ein Gebot der Nächstenliebe, ja, der Feindesliebe. Seine Tat könnte uns heute zum Vorbild dienen. Wir brauchen – jenseits aller parteipolitischen, religiösen und kulturellen Unterschiede – Menschen, die Entfeindung auch im Kleinen des Alltags leben. Sich um Flüchtlinge zu kümmern ist dann ganz wunderbar menschlich und irgendwie selbstverständlich. Aber sich um die zu kümmern, die aus Fremdenangst vom Weg der Menschlichkeit abgekommen sind, ist dann im Sinne der Erzählung vom barmherzigen Samaritaner ebenso wichtig. Lasst uns in unseren Ländern damit anfangen. Ich kann nur sagen, dass es mir außerordentlich schwerfällt, wie viel Fremdenfeindlichkeit ich in den letzten Wochen des Wahlkampfes erleben musste. Sie hat mich zum Teil hart und böse auf die werden lassen, die sie geäußert haben. Wenn ich Jesus richtig verstehe, ist das nicht der richtige Weg. Puh, das finde ich ganz schön schwierig...

Ja, das ist wirklich schwierig. Jesus ist wirklich kein Weichspüler. Erst in der vergangenen Konfirmandenstunde – die Konfirmanden sollten in den vergangenen drei Wochen das Markusevangelium durchlesen; und das haben zumindest die meisten auch getan - da fragte mich eine Konfirmandin: „Herr Gnügge, da ist auch so eine Geschichte von einem reichen jungen Mann, der Jesus gefragt hat, was er tun müsse, um in den Himmel zu kommen. Und Jesus hatte ihn auch auf die Gebote Gottes hingewiesen. Aber der Jüngling sagte, dass er sie immer befolgt habe. Und dann hat Jesus gesagt, dass er dann auch noch seinen ganzen Besitz verkaufen und ihm nachfolgen solle. Aber das wollte der junge Mann

nicht. Das finde ich ganz schön hart von Jesus. Wie kann man denn dann überhaupt in den Himmel kommen?“

Jesus ist kein Weichspüler. Wenn wir von ihm hören, dann kann es uns ganz schön ins Herz treffen.

Denn Jesus hat, so glaube ich, weder den Schriftgelehrten bei dem Gleichnis vom Samaritaner, noch diesen jungen Mann, vom dem die Konfirmandin berichtete, mit seinen Antworten fertig machen wollen. Aber er hat ihre bisherigen Lebenskonzepte in Frage gestellt:

Der Schriftgelehrte wurde bei seiner Voreingenommenheit, vielleicht gar bei seiner Selbstgerechtigkeit getroffen.

Ich mache es doch richtig. *Ich* befolge doch alle Gebote. *Ich* bringe so viele Opfer – jeden Tag.

Jesus sagt da: Nein, pass auf, du übersiehst vielleicht genauso wie der Priester das Wichtigste: das Leid deines Mitmenschen – obwohl doch gerade du es besser wissen müsstest!

Denn der Priester, er kam ebenso von Jerusalem herab wie der überfallene Mensch. Er hatte also Gottesdienst gehalten, den Kult am Tempel gefeiert; aber den Gottesdienst am Mitmenschen, den verweigerte er?! Wahrscheinlich haben da schon beim Schriftgelehrten Pharisäer die Ohren zu glühen angefangen, denn er wird ganz sicher sogleich das Wort des Propheten Hosea vor Augen gehabt haben: **„Denn ich habe Lust an der Liebe und nicht am Opfer, an der Erkenntnis Gottes und nicht am Brandopfer.“** (Hosea 6,6)

Und der junge Mann wurde bei der Frage angesprochen: Woran hängst du dich letztendlich? Woran machst du dein Leben fest? An Jesus und damit an Gott, oder an dem, was du hast, kannst und bist?

Jesus kann ganz schön direkt sein. Und er kann ganz schön Kante zeigen!
Und vielleicht ist das auch gerade das, was wir auch heute wieder verstärkt brauchen?! Dass wir uns fragen: Woran machen wir unser Leben fest?! Was ist uns wichtig?! Als Stadt, Land, als Kontinent Europa?

Und dann eben nicht antworten mit einem als Wir verkappten Ich, Ich, Ich der Abgrenzung, Abschottung, Nationalisierung, sondern mit einem Wir, dass für jedes Ich offen ist. Und damit eben auch klare Kante zeigen für den Mitmenschen?!

Vielleicht könnte uns dann am Ende der Artikel 1 unseres Grundgesetzes helfen: Die Würde des Menschen ist unantastbar. Denn auf diesen Appell, aber auch diese Selbstverpflichtung läuft doch am Ende alles hinaus. Unser gemeinsamer Glaube, bereinigt von all dem, was die Konfessionen trennen mag, wird von der Überzeugung der Menschenwürde getragen. Eine Würde, die eigentlich unverlierbar ist, aber jeden Tag, jede Stunde in Gefahr gerät. Ohne diesen modernen Begriff Menschenwürde, der für mich der jüdisch-christlichen Forderung von Nächstenliebe entspricht, ist der Glaube oder die Hoffnung auf Gott für uns als Christen wertlos. Andererseits. Menschenwürde ist ein Wort, unter dem wir uns auch jenseits unserer religiösen Überzeugungen oder gar Bestreitungen heute in Europa, in der Welt verständigen können. Der Samaritaner hat sich im Evangelium als Mitmensch für einen Feind erwiesen, obwohl ihm das der Pharisäer niemals zugetraut hätte. Franzosen, Polen und Schotten haben uns Deutschen einst nach dem 2. Weltkrieg trotz Völkermord und Shoa zugetraut, dass wir uns nicht mehr

wie nach dem Leben trachtende Feinde, sondern wie Menschen benehmen.

Wie sagt Jesus in der Erzählung zum Schluss zu dem Pharisäer: „Dann geh und handle genauso.“ – Ich möchte es abgewandelt so sagen: „Dann lasst uns heute gehen und genauso handeln.“

Dazu sage ich, und das sollten wir alle sagen: Amen